

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 2

Artikel: Der Seemann : eine Erzählung aus der Grenzbesetzungszeit
Autor: Hauser, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



EINE ERZÄHLUNG AUS DER GRENZBESETZUNGSZEIT

Von Walter Hauser / Illustriert von H. Laubi

Durch den schmutzigen, zur Hälfte geschmolzenen, zur andern Hälfte verkarrten, misshandelten Schnee marschierte eine Kolonne Soldaten, deren Mißstimmung gerade zu der gequälten Farbe des Schnees passte, den sie da noch vollends in den kalkigen Dreck der Strasse hineintrampelten. Armer Schnee, diese Kerle hatten gar grausam schwere Schuhe, und sie gaben sich wohl gar noch Mühe, hart und trotzig aufzutreten. Gewiss, sie waren taub und hatten vorderhand keine andere Gelegenheit, der Bedrängnis des Zornes anderswie Luft zu machen, denn man marschierte in Reih und Glied, und Sprechen war verboten. Ein Glück, dass der Hauptmann Raucher war, und deshalb nicht auch noch das untersagt hatte. So tobte sich der Überschuss des Unmutes gewissermassen am Schuhwerk und an der Strasse aus, und

das hintere Ende des geliebten Stumpens wurde von den harten Zähnen unbarmherzig geklemmt oder zerkaut und in garstigen Fetzen achtlos ausgespuckt.

Man war einfach zum Platzen geladen. Erstens hatte man dieses langweilige Jura-tal schon übersatt, zweitens ginge man allzugern wieder einmal nach Hause, drittens übte man tagaus, tagein, was man nun schon drei Jahre lang im Schlaf auswendig konnte, viertens hasste man diese täglichen Putzereien, diesen Kampf mit nimmerndem Sudelwetter, und überhaupt fünftens und sechstens und — hol's der Teufel! Die Kosenamen, die sich da jeder in den Kragen hinunterwürgte, reihten sich bei jedem einzelnen zu Ketten, welche die Länge des ganzen Bataillons übertroffen hätten. Alle diese « frommen » Wünsche lagerten sich in der Wolke von schwerem Schweissdunst

über den vielen grimmigen Köpfen — es war eine ganz ungemütlich dicke Luft, feuergefährlich wie Zunder.

Der Hauptmann betrachtete sich die Mannen vom Gaule herunter, blieb hie und da etwas stehen am Wege, ritt längs der Kolonne in umgekehrter Richtung, um in die Gesichter zu sehen, und holte dann im Trabe wieder zur Spitze auf. Die Brissago stand ihm steil aufwärts aus einem Mundwinkel, und auch das Kinn stiess spitz in die Nebelluft. Hie und da glitt ihm ein sarkastisches Lächeln über die gekniffenen Lippen. Seine Leute gefielen ihm eigentlich am besten, wenn sie solch trutzige, bärbeisige Mienen aufsetzten, das sah geradezu kriegerisch aus und musste einem richtigen Soldatenauge geheime Freude entlocken. Aber was hatte sie eigentlich heute so in Harnisch gebracht? Die Übung war wohl streng gewesen, das sah man an den Kleidern, die mit gelben Klecksen und Spritzern fast bis an die Ohren hinauf nicht eben hübsch verziert waren. Er hatte aber noch nie gemerkt, dass die Übungen selbst Missmut erweckt hätten, die Kerle hatten Rasse und gingen für ihn durchs Feuer; aber heute verfiel ihm kein aufmunterndes Wort. Übrigens erinnerte er sich, dass es schon eine Weile schwer gefallen war, ihnen irgendwann ein Marschlied zu entlocken. Er kam zum Schlusse, dass die Stimmung schon morgens verdorben gewesen sein musste, die dann natürlich durch jede neue Unbequemlichkeit auf die ungünstige Seite gesteigert wurde. Bei diesem Punkt angelangt, nahm er sich vor, die Sache zu untersuchen, und das sollte gleich heute gemacht werden. Weil ihm gerade der Feldweibel ins Gesichtsfeld geriet, gedachte er mit dessen Befragung den Anfang zu machen, denn der hatte mehr Kontakt und musste es wissen. Inzwischen ging der stumme Marsch seinen Weg. Die Trommel bewirkte keine Veränderung der Mienen nach der günstigen Seite hin. Die Schnäuze hingen genau wie vorher herab, und wer dem Vordermann auf den Absatz trat, wurde giftig angefaucht. Erst als der Tambour seine Unterhaltungsmusik abbrechen wollte, hörte man an den Flüchen über diesen Faulenzer, dass die Trommlerei eigentlich ganz genehm gewesen war. Endlich näherte man sich dem Kantonnementsort. Die Offiziere marschierten wieder neben den Zügen, und die Gewehre mussten geschultert werden. Das war den

meisten nicht wichtig genug, ihren Zorn darob zu vergessen. Man hatte sich nachgerade mit dieser Gemütsverfassung befreundet und trug ihr nun Sorge. Jede Störung war da unwillkommen. So geschah es, dass der Gewehrgriff, der reglementsgemäss den Schlusspunkt hinter den absolvierten äussern Dienst des Tages setzte, gründlich misslang. Das unordentliche Geklapper der vielen zu spät am Boden aufschlagenden Kolben ärgerte augenblicklich einen jeden, nicht nur den Alten, der nun mit gar viel versprechenden Funkelaugen noch einige weitere Griffe kommandierte. Doch diese sassen prompt, wie sich's gehört, auf einen Schlag; man hielt was auf sich, wenn man bei Besinnung war. Dass es das erstemal nicht klappte, war eigentlich auch dieser Wachtmeister Frick schuld — jetzt stand das verfluchte Biest auch schon wieder beim Häuptling mit irgendeiner schneidigen Dienstbeflissenheit. Während die Kompagnie zum Einrücken in die Kantonnements auseinandergezogen wurde, haften viele missbilligende Blicke an den beiden; am Alten eigentlich nur, weil er diesem Frick nicht die gleichen Gefühle entgegenbrachte wie sie. Den hassten sie wie schleichendes Gift.

Schon unterwegs zu den nahen Kantonnements wollte die Bombe platzen. Die Wachtmeister mussten ihre fünfzig Mann noch etwas straff anfassen, um ordentlich von der Strasse zu kommen, aber einmal unter Dach in den eigenen vier Wänden ging es dann los, wie ein lang verhaltenes Gewitter.

«Seit dieser sommersprossige Schweinekerl bei der Kompanie ist, verleidet es mir immer mehr», sagte der grosse Morf und warf den schweren Tornister mit Schwung in das Stroh.

«Mir nicht minder», kam das Echo aus allen Ecken des Raumes. Der lustige Reutemann, der zwar innerlich ganz ähnliche Gedanken hatte, jedoch seine Gewohnheit, andere zu necken, deswegen doch nicht missen wollte, meinte zum Grossen, seine zwei Meter Scheitelhöhe seien wahrscheinlich daran schuld, dass er so lange gebraucht habe, um so etwas zu merken. Der Lange nahm's dem Knirps nicht übel, hatte er doch kaum hingehört, trotzdem die andern aus ihrem Zorne heraus Lachversuche machten. Diesmal gefiel er sich in Selbstbespottung: «Nun ist es eben die ganze Leitung hinaufgegangen, und jetzt habe ich genug. Was der Alte und alle die an-

dern mit Anstand zuwege bringen, macht dieser Frick vorweg kaputt! Wenn die andern befehlen, weiss man auch, was man zu tun hat, aber dieser Lausekerl schnauzt und belfert den ganzen Tag um seine Leute herum, als ob sie eine Schafherde und er der Hüterhund wäre. Und diese Tiernamen! Wenn er wenigstens darin etwas Abwechslung vorbrächte, aber er hat immer nur die gleichen vier auf Lager, es ist eklig!»

«Du verführst noch glimpflich mit dem Lumpen, von mir aus ist er kein Schäfer-, sondern ein Metzgerhund, und wir sind alle Ochsen, sonst hätten wir ihm schon lang etwas Handgreifliches beigebracht.» So entschied der stiernackige Bernhardsgrütter und fuchtelte mit den grossen Fäusten vor sich hin, als ob er den bösen Feind schon hätte.

Das Handgreifliche gefiel den meisten, denn sie waren darin einig, dass der Gegenstand ihrer Entrüstung nichts Besseres verdiente, hatte er doch heute den Kompaniehund misshandelt. «Habt ihr gesehen», rief eine empörte Stimme, «wie er den Joggeli getreten hat? Wenn er dürfte, würde er's mit uns ganz gleich machen, und wenn er uns nicht ganz so klein kriegt, wie er es haben möchte, lässt er seine Wut an dem Tierchen aus.»

Der Joggeli war ein der Kompanie nachgelaufener kleiner Hund, ein rötliches, fuchsähnliches Spitzerchen mit zierlicher Schnauze und muntern Äuglein, nur etwas verwahrlost und struppig, aber das passte ja zu den Soldaten. Man hatte ihn adoptiert, weil ihn niemand reklamierte, hängte ihm einen Pompon mit der Kompaniefarbe ans Halsband und schrieb die Bataillonsnummer drauf. Damit war er legitimiert und Eigentum von 220 Soldaten und der erklärte Liebling aller, ausser dem Wachmeister Frick.

Diese beiden verkörperten sozusagen die Parteien. Der Hund hatte sich gewissermassen zum Anwalt der Gegner Fricks aufgeschwungen, und brachte diesem allen Hass seiner Klienten entgegen. Da die Sache gegenseitig war, und der Hund nicht den gleichen disziplinarischen Einschränkungen unterworfen war wie die Soldaten, musste es zu Auseinandersetzungen kommen.

Das war heute der Fall gewesen. Der Hund, oder eben das Hündchen, war dem Frick wütend zwischen die Beine gefahren, weil dieser ihn hatte verjagen wollen. Nach dessen Meinung gehörte kein Hund

zum Militär. Die Mannschaft war der gleichen Auffassung, aber sie meinte es anders.

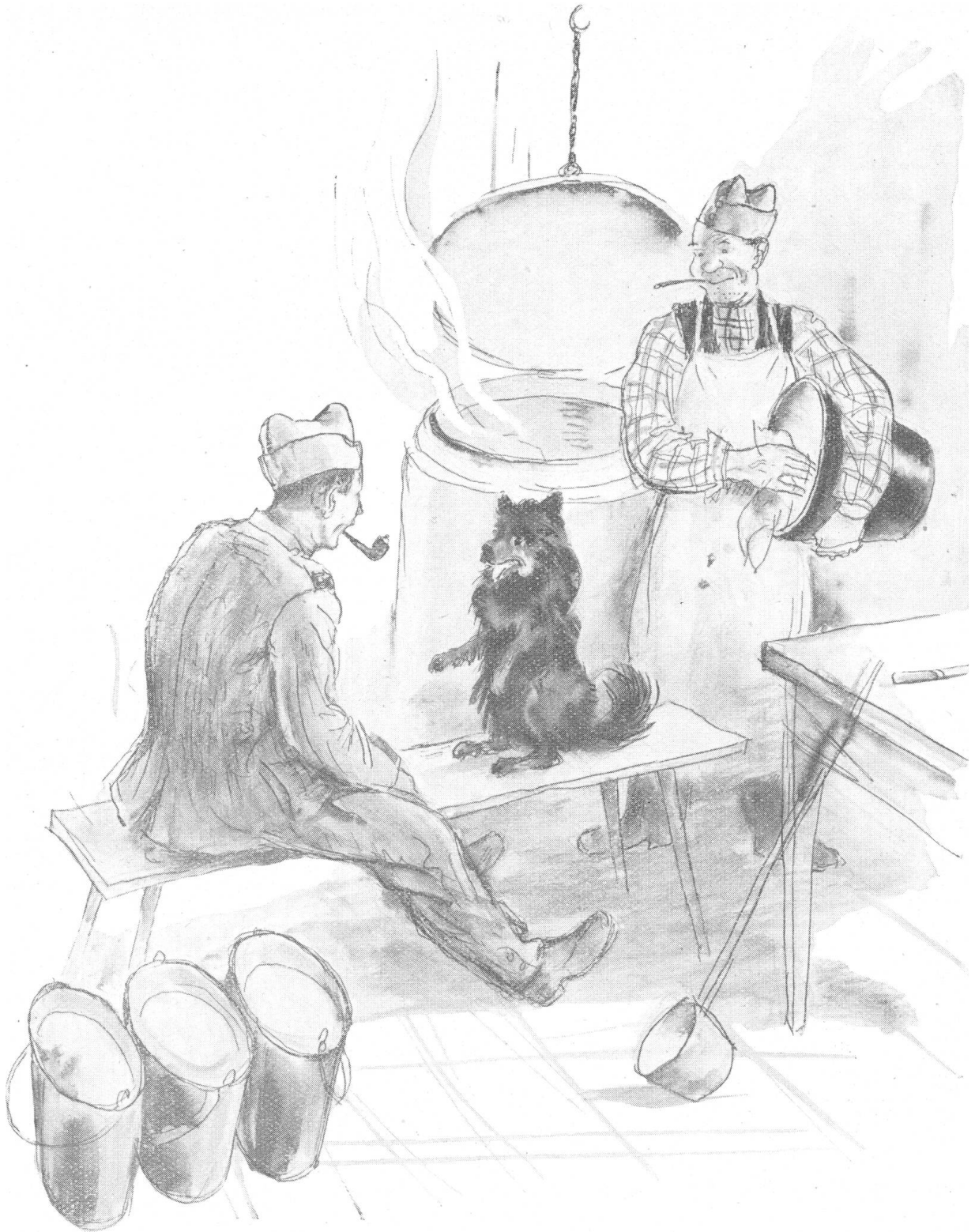
Kurz und gut, das Hündchen hatte Tritte bekommen und zog den Kürzern, und das verbitterte seine ganze Partei. —

Diese Hundegeschichte war nicht die einzige Missetat Fricks, es war nur der letzte Tropfen in den Krug angesammelter Verbitterung, denn was vorher darein geflossen war, kam von allen Arten schikanöser Massnahmen her, die nicht unbedingt zum Dienst gehörten. Auch waren schon etliche von der Mannschaft in den Arrest gewandert, teils aus geringfügigen Ursachen, teils weil sie das Maul nicht mehr halten konnten und disziplinwidrige Bemerkungen gemacht hatten.

Er hatte kein Verständnis für gegenseitige Achtung, und zwar wahrscheinlich deshalb, weil er selbst nicht viel verdiente. Gerade jätzt lebte er von seinem Ehrgeiz und opferte dieser Eigenschaft jeden und alles, was mit ihm irgendwie in Berührung kam. Er machte einen wunderbaren Gewehrgriff, einen ebensolchen Taktschritt, war mit unverhoffter Schnelligkeit zur Stelle, wenn er aufgerufen wurde, und hatte eine kräftige Stimme, aber von Leutebehandlung verstand er keinen Deut. Auf seine Eigenschaften bildete er sich etwas ein, aber noch viel mehr auf seinen Grad, den er nach der Meinung der schärfer Blickenden mit Augendienerei ergattert hatte. Das war des Pudels Kern; weil er ein Schleicher war, verdiente er sich den Abscheu der andern.

Die Mannschaft schwur ihm Rache und wartete ungeduldig darauf, diese kühlen zu können. Es war schwierig, denn die versteckte Renitenz und die kleinen Bosheiten, mit denen sie bis jetzt eine Übung verhunzt hatten, indem sie sich dumm gestellt hatten, kamen auf einem Umweg immer wieder auf sie selbst zurück. Wenn ihm dann aber einmal von anderswoher etwas zustossen sollte, dann wollten sie das nach Möglichkeit fördern.

Die nähern Kameraden, die übrigen Unteroffiziere, waren ihm auch nicht grün. Es war nicht nur so, weil er sie einmal wegen Überhocken vertratscht und ihnen damit einen gesalzenen nächtlichen Privat-Patrouillenmarsch mit voller Packung eingebracht hatte, sondern sie waren auch erbost über ihn, weil er die ganze Mannschaft verdarb. Die seinige plagte er nach allen



*„... Wenn er dazu rittlings auf der Küchenbank hockte und das fuchsige Tierchen
aufrecht vor ihm sass ...“*

Kanten, obwohl er diesen oder jenen eingeschüchterten Füssel heimlicherweise um Geld anpumpte. Die Mannschaft der übrigen Züge war aus kameradschaftlichen Grün-

den wild auf ihn, suchte die Hälfte ihres daherigen Missmutes verallgemeinernd am Militärdienst überhaupt, wurde davon bockbeinig und schwer zu führen. Zum andern

verunzierte er ihr Korps, das sich sonst zeigen durfte. Auf wohlmeinende Hinweise ausser Dienst hörte er nicht. Nach den verunglückten diesbezüglichen Versuchen schweig man sich im Unteroffiziers-Esszimmer darüber aus, sobald er erschien. Im übrigen vertraute man, dass diese Sache irgendwann einmal ins Senkblei kommen werde, und freute sich insgeheim seines Spottnamens, denn inoffiziell war er bei der ganzen Kompanie «der Seemann». Sie glichen aus, wo sie konnten, aber es war eine wahre Sisyphusarbeit, weil er immer neue Schwierigkeiten schuf. Dann war er eben auch ein Unteroffizier wie sie, den man im eigenen Interesse nicht ohne weiteres bloßstellen konnte. Da musste der Zufall helfen.

Im Kompaniebureau stand das gleiche Thema zur Diskussion. Der Hauptmann wollte wissen, was es denn eigentlich mit diesem Frick für eine Bewandnis habe, denn er war überrascht, dass der Feldweibel die Unlust der Leute mit diesem Namen in Zusammenhang gebracht hatte. Für ihn war das ein schneidiger Unteroffizier, den er wohl mochte, weil er so dienstefrig war.

Der Feldweibel wusste wohl, dass dieser «einen Stein im Brett» hatte beim Alten und hütete sich davor, mit der Tür ins Haus zu fallen. Er brachte also ganz behutsam vor, dass dieser Frick unbeliebt sei und dass er tatsächlich selber dafür Sorge, denn wenn man auch ein guter Soldat gewesen sei, da sei man eben noch lange nicht ein Vorgesetzter, dazu gehöre seiner Meinung nach auch noch einiger Blick dafür, wie die anvertrauten Leute reagieren. Hierbei sei natürlich nicht gemeint, man



„Sie nahm den Ton und dann begann sie mit hochgeschwellter Brust . . .“

solle nur noch befehlen, was diesen genehm sei, so etwas komme ja gar nicht in Betracht. Er dürfe zum Beispiel den eigenen Versuch als geglückt betrachten, dass man ganz gut Befehl und Achtung vor dem Gehorchenden zusammenbringen könne. Das sei nun aber dieser Frick nicht imstande, weil er gar nicht so furchtbar intelligent sei, sondern höchstens schlau.

Nach einer kurzen Pause, währenddem sich die beiden schweigend anschauten, fügte er mit einem Rucke hinzu: «Ausserdem ist Frick moralisch nicht einmal nach dem weitherzigen Soldatenmaßstab einwandfrei, und das sehen die Leute auch!»

Der Hauptmann grinste, denn er kannte den Feldweibel als Weiberfeind, der noch mehr Missachtung für die Schürzenjäger

hatte. «Sie meinen natürlich, weil er so scharf hinter den Weibern her ist? — Das ist für mich seine Privatsache; ich kenne ihn nur im Dienst, und da geht mich alles andere nichts an!»

Sein Gegenüber wusste wohl, dass er sich da zugleich mit dem Wachtmeister ein wenig selbst rechtfertigte; diesem gefährlichen Boden musste ausgewichen werden: «Freilich, Herr Hauptmann, auch mich geht das nichts an; aber er brauchte die Sache nicht so bunt zu treiben, dass bald alle Dorfburschen Grund dazu haben, ihm nachts aufzulauern. Diesen Nachstellungen weiss er geschickt zu entrinnen — aber daß alles ist's nicht, was ich gegen diesen Typ habe. Der Fall ist schlimmer. Die Mannschaft achtet ihn schlecht, weil sie seine Schliche kennt, und namentlich, weil er die Frechheit hat, sie trotz seiner eige-

nen Unsauberkeit zu massregeln. Die Leute wissen ganz genau, warum er sich diese abgelegene Beschäftigung: Seemann als Berufsbezeichnung zugelegt hat. Sie bezweifeln diese Angabe, die auch tatsächlich in unserem gebirgigen Binnenland wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Sie vermuten dahinter einfach den Nichtsnutz — oder den «Heuer im Winter» und «Schneeschaufler im Sommer», der immer das ist, wobei man mit der Arbeit leer ausgeht. — Damit will ich nicht sagen, dass er den Kopf hängen soll, wenn er keinen Beruf hat, aber er braucht es unter solchen Umständen mit seiner Geringschätzung gegenüber den andern nicht soweit zu treiben, denn daher kommen die Vergleiche, die dann für ihn so ungünstig ausfallen. Wenn er, der auch auf mich nicht hört ausserhalb meiner Befehlsgewalt, nicht bald einige Einsicht übt, dann gibt es Krach bei uns, man wartet direkt auf Gelegenheit, ihn einmal prügeln zu können. Die Sache mit dem Hund von heute war auch wie Öl aufs Feuer!»

«Dieser Köter ist aber auch nicht Ordonnanz, da hat er im Grunde sogar recht gehabt, wenn er ihn fort haben wollte!»

«Jeder andere, der aus dienstlichen Gründen gegen das Tier aufgetreten wäre, nur nicht er — er hat nun einmal keine Währung mehr, wenn ich ihn im innern Dienst beim richtigen Namen aufrufe, gibt der ganze Chorus weiter: Wachtmeister Seemann! Man sollte ihn versetzen, dann könnte er bei einer andern Mannschaft vielleicht besser anfangen, und wir hätten wieder die flotte Kompanie von früher, wir hatten uns nicht zu beklagen!»

Der Hauptmann schaute den warmgewordenen Feldweibel von der Seite an und sagte schliesslich: «Ich glaube, Sie sehen zu schwarz!»

«Mag sein, Herr Hauptmann, aber er überspannt den Bogen, die andern Unteroffiziere erreichen dasselbe ohne dieses scharfmachende Geschnauze. Ich bin auch laut, wenn es sein muss. Lächeln Sie nur, aber er hat unvernünftig eingeheizt. Ich habe das sichere Gefühl, dass er von überall her etwas Handfestes zugut hat. Wie sehen wir dann alle aus?»

«Sie sind ein Pessimist, wenn ich Sie nicht besser kennen würde, taxierte ich Sie jetzt als eine Angsttante. Auf heute abend ist die Kompanie in die Kirche St. Immer

befohlen: Vortrag des Gemischten Chors. Sie führen die Kompanie hin und zurück, die Offiziere sind dann schon dort und nachher beim Regimentsstab eingeladen. Sie können nachher die Freizeit noch etwas verlängern, aber halten Sie gute Ordnung, Sie wissen ja Bescheid. Über den Frick reden wir dann ein andermal.»

Die Hand an der Mütze verschwand er lachend in der Türe, und der Feldweibel machte schon in der grüssenden Achtungstellung ein bedenkliches Gesicht. Er wusste, welcher zweifelhaften Beliebtheit sich diese Anlässe erfreuten, namentlich bei der heutigen Saustimmung und nach dem böckelnden Schafffleisch des Mittagessens.

Der Fourrier lachte sich über ihn den Bukkel voll, wie er da noch eine Weile im Senkel stehenblieb, aber er war ja nur ein verkleideter Zivilist und für solche Situationen nicht sachverständig. Je nun, man stürzte sich in den innern Dienst.

Das Hündchen hatte den Vorfall vom Morgen anscheinend vergessen, es hatte auch wirklich keine Zeit, darüber zu sinnieren. Es machte in der Küche Männchen und bekam jedesmal etwas Gutes dafür vom Meister Küchenchef, welchen grossen Mann es gar gern leiden mochte. In dieser warmen Küche drin war es meist sehr beschäftigt und liess sich dann nicht stören; nur wenn der Seemann draussen vorbeiging, legte es das schöne Gnagi zwischen die Pfoten und knurrte böse gegen die Tür, bis sich die falsche Luft verzogen hatte. Dieses ganze Tun des Tierchens löste dann immer ein schallendes Gelächter bei der Küchenmannschaft aus, sie wusste es sogar einzurichten, dass der Frick öfter als sonst an der Küche vorbeigehen musste, damit sie ihre Schadenfreude öfter hatte. Sie, die Soldaten, durften ihre Gefühle ja nicht so offen zeigen, sonst kamen sie ins Loch. Zurückmaulen war wirklich nur des Hündchens Privilegium. Sie hetzten das Tierchen in dieser Beziehung auf jede Weise gegen den Verhassten auf und hatten es sogar schon so weit dressiert, dass es jedesmal gauzte, wenn der Name Frick fiel. Man musste das Wort im ruhigen Geplätscher der übrigen Rede nur etwas laut und schnauzig sagen, dann kam prompt das erwünschte «Wwau!» zurück. Am Anfang dieser Dressur hatte man ihm dazu jedesmal mit dem Besen gedroht, und wusste Joggeli ganz genau, dass «Frick» etwas

Unangenehmes und Widerliches war. Wenn es seine Sache gut gemacht hatte, bekam es noch einen Zucker.

Das ergötzliche Spiel wurde sehr gepflegt; es war jedesmal eine kleine Entlastung, wenn man dem Hündchen seine Klagen vorbringen konnte und wenn es dazu so verständnisvoll tat. Besonders der Reutimann verstand es, dem kleinen Vierbeiner die letzten «seemännischen» Missetaten zu erzählen. Wenn er dazu rittlings auf der Küchenbank hockte und das fuchsige Tierchen aufrecht vor ihm sass, die Ohren spitzte und ein Vorderpfötchen auf die Hand des Spassmachers stützte, dann brauchte dieser nur hie und da nach der Zuckerbüchse zu schießen, und alles ging wie am Schnürchen, gerade wie im Zirkus; dann stand die Fassmannschaft mit Wonne dabei, bis sie von irgendeinem Unteroffizier an ihre saure Pflicht gejagt wurde. Man spekulierte natürlich immer darauf, dass der Seemann selber kam, weil es dann eine gar verblümt lustige Mischung von Unteroffiziers- und Hundegebell und höhnischem Soldatengelächter absetzte. Der Feldweibel hatte aber dem Frick das letztemal gesagt, er habe in der Küche nicht einmal die Fassmannschaft zu suchen. Man hatte ihn seither in bestimmtem Verdacht, dass auch er den andern am liebsten ins Pfefferland gewünscht hätte, aber die Gradierten durften ja einander nicht so offen anöden.

Nun kam dieser — hm — Kirchgang, aber Befehl war Befehl, da nützten auch die hierauf folgenden Lästerreden in den Kantonnementen nichts. Die 220 Mann trampelten nochmals auf dem gleichen Schnee einen Teil ihres morgendlichen Weges zurück und benützten die freigegebene Rede dazu, die Existenzberechtigung solcher gemischten Chöre in Zweifel zu ziehen und diese nach ihrer Ansicht danebenzielenden Äusserungen der Soldatenfreundlichkeit zu verwünschen. «Wir pfeifen auf so ein Konzert, hätten die uns lieber in eine Festhütte zu Freibier eingeladen und Brot und Wurst und Kartoffelsalat dazugegeben!» So und anders lautete das unwirsche Gebrumm. Selbst die Freunde von Musik und Gesang machten sauersüsse Gesichter, denn man war in der Uniform meilenweit neben solche Dinge geraten.

Unter der Kirchentür begann dann noch ein verschüttetes Gefühl zu wirken, und so gab es bei jedem eine gar sonderbare Mi-

schung im Kopfe, so dass man eigentlich gar nichts mehr dachte. Man ging als dichter Knäuel in die Kirche hinein, ganz genau so gleichgültig, wie Schafe in einen Pferch hineindrängen, und zog die Mütze nach einem unbestimmten Instinkt. Als man einmal drinnen sass, war man der Erwartungen voll, was nun gespielt werden sollte, denn das Chor war wie eine Bühne hergerichtet. Der letzte Platz war von so einem Soldaten besetzt, zwei Bataillone sassen da — ein ansehnliches Publikum.

Da begann das Konzert. Nach einem Orgelvortrag wurden eine ganze Reihe Lieder vorgetragen, und die Zuhörerschaft spendete jedesmal klatschend Beifall. Man hatte ganz vergessen, dass man sich in einer Kirche befand, und dazu standen die Sänger nach jedem Liede so da, wie — man kann kaum sagen wie — vielleicht hungrig, bis man wie anderswo eben in die Hände klatschte, etwas unsicher zuerst, dann aber trotz der hierdurch entstehenden Sonderbarkeit. Nun, hiergegen wurde nirgendwoher Einspruch erhoben, und die Sänger hatten tatsächlich auf das gewartet. Freundlich lächelnd verbeugten sie sich gegen die vielen gar hölzern blickenden Soldatengesichter.

Dieses Händeklatschen und dieses Verbeugen waren zusammen eine ganz nette gegenseitige Höflichkeit, denn die wenigsten im Publikum hatten die französischen Lieder verstanden. Die meisten konnten eben gerade soviel Französisch, um Brot und Käse, Wein und Bier oder Jasskarten zu verlangen. Dazu wusste man etwa noch was «chère amie» war, und wie «baiser» sich machte, aber so ganze Schnüre von Worten, bei welchen man nicht einmal merkte, wo die einen aufhörten und die andern anfangen, das war etwas zuviel verlangt! Man schaute einander hie und da von der Seite an, oder man kratzte im Haar, wenn man nicht wusste, ob man das richtige Gesicht zu der Sache machte. Selbst die Sprachkundigen verstanden nicht alles, wenn sie schon so verständig nickten, das machten sie nämlich auch, wenn sie bei einem deutschen Liede nicht alle Worte verstanden. Über die Musik der Gesänge traute man sich kein Urteil mehr zu, denn bei Soldatenliedern waren es die Worte, welche schön oder wüst genannt werden konnten, und das bemerkte man immer sofort, da musste man nicht so im

Unsichern herumkramen, bis man es heraus hatte.

Das ging so eine Weile, bis man beinahe um das Ende der Veranstaltung bange wurde, denn es gab schon einige ungeduldige Gemüter, welche halblaute Worte in sich hineinmurmelten. Ihre Zahl mehrte sich zusehends, aber da geschah eine Sensation!

Eine junge Dame aus dem Chor trat allein zu dem Flügel hin. Sie strahlte lächelnd, wie die Salmfarbe ihres Kleides in der Rampenbeleuchtung. Eine Rose steckte in ihrem Gürtel, und die vielen hundert kritischen Soldatenaugen hatten auch sonstwie vieles, und reichlich Platz zum Schauen, denn sie war trotz den Brot- und Butterkarten vollschlanken Leibes geraten.

Sie nahm den Ton, und dann begann sie mit hochgeschwellter Brust — das war sehr deutlich — zu singen, und zwar deutsch. Das war nun natürlich sehr erleichternd, man brauchte sich nicht mehr so anzustrengen mit alten Schulkenntnissen. Aber gar bald kam eine neue Anstrengung, nämlich Lachen. Lachen in einer Kirche drin? Sie sang nämlich «Seemannslos»!

Damit schaffte sie sich mächtigen Kontakt. Das Lied war ja zwar schon abertausendmal von Soldaten gesungen und geleiert worden, und sie hatten die Gefühle jeweilen pfundweise in die Töne gelegt, aber es war heute bei einem Teil von ihnen ein viel wacheres Interesse dabei. Sie schmunzelten belustigt und stiessen einander an mit den Ellenbogen, wollten sich krümmen vor Pusten und Kichern, und als die holde Sängerin inbrünstig hingegeben mit warnendem Tone sang: «Seemann gib acht, Seemann gib acht!», da geriet die dritte Kompanie ganz aus dem Häuschen und tobte klatschend und bravorufend so hingerissen, dass die andern sieben Kompanien glaubten, sie sei gesamthaft verrückt geworden. Sie klatschten immerhin mit, denn die Sängerin hatte den Beifall tatsächlich verdient. Sie hatte das Lied mit Feinheit gesungen, und dass sie, die welscher Zunge war, sich die viele Mühe gegeben hatte, sich uns zu Ehren unserer Sprache zu bedienen, war den Applaus doppelt wert. Der Beifall war ein Getöse, es war rein nichts mehr von der vorherigen Kirchenscheu zu spüren, und die von der Dritten führten ihn an. Sie hatten, was die andern ja nicht wussten, noch ein Privatvergnügen durch die Zweideutigkeit des

Liedertextes, und feuerten deshalb immer wieder zu neuem Sturm an, wenn die Klatscherei erlahmen wollte. Als dann die Geleierte sich anschickte, das Lied zu wiederholen, da wurde in der verrückten Ecke zum Klatschen noch getrampelt und gejauchzt. Kaum aber erklangen die ersten Töne des Liedes wieder, da waren dort wieder die Stillsten, die angespannt hinhorchten, um ja nicht das Kleinste zu verpassen, was mit ihren Rachegefühlen gegen den Seemann zusammenstimmte. «Seemannslos, Seemann gib acht!» das entsprach ganz genau dem, was sie selber gedacht hatten, als sie ihm heimlich Vergeltung versprochen. Dabei war der auch anwesend, den es anging, und musste stille sitzend zuhören und auch einmal das Maul halten, wenn schon er sah, dass alle die Worte des Liedes sich auf ihn bezogen.

Das Köstlichste am ganzen aber war der unbändige Spass, dass ihnen die Singende in einem andern Glauben die Freude der Wiederholung des Vortrages gemacht hatte. Sämtliche Anwesenden hatten den Beifall als Dank für ihre Aufmerksamkeit, in unserer Sprache zu singen, gedeutet. Die dritte Kompanie hatte sich hinter dieser Maske ausgiebig getummelt und galt nun als die aufgeweckteste und dankbarste von allen. Als sich der Applaus nach dem zweiten Vortrag nochmals stürmisch wiederholte, da war es allerdings auch bei uns Dankbarkeit, denn die gütige Fee hatte die Mannen von einem Alpdruck befreit, indem sie dem Seemann gesagt hatte, was sie ihm nicht hatten sagen dürfen, und sie hatte ihnen auf einen Rank geholfen, auf dem sie ihr Lachen wieder fanden.

Der Schluss war eine mächtige Verbrüderung zwischen Welsch und Deutsch. Als man das drittemal über den zertrampelten Schnee die gleiche Strasse ging, da tat man es mit befreiten Gefühlen. Man sang das Seemannslied im Marschtempo, und die Worte, die den Seemann direkt betrafen, erhielten immer einen besondern Akzent.

Das Hündchen hüpfte gauzend um die nächtlich-frohe Kolonne, und der Seemann getraute sich nicht mehr, nach ihm zu treten. Diesmal war er der einzige Stumme, er hatte eine Lektion bekommen. Als er dann aus andern Gründen zu einer andern Einheit versetzt worden war, behielt die Kompanie die wiedergewonnene Fröhlichkeit durch dick und dünn.

gen, legte sich beim Hauptmann auf dem Gaul immer ein heimliches Grinsen um die Brissago herum. Man war dann versucht zu glauben, er hätte an der Geschichte etwas eingefädelt.

Hat diese Erzählung nicht auch bei Ihnen eine Menge Erinnerungen aus der Grenzbesetzung wachgerufen?

Die Redaktion.

Wenn Sie mit wechselndem Unbehagen bemerken, dass Ihr Vorredner am Jahresbankett der Handelskammer in seinen Ausführungen über "Auswirkungen der Weltkrise" beinahe wortwörtlich das sagt, was Sie in Ihrer Rede über "Die Zukunft der schweizerischen Volkswirtschaft" bemerken wollten, und dass offenbar beide den gleichen Artikel in den "Schweizerischen Blättern für Handel und Industrie" gelesen haben.